

Gabriela Goldhammer

Elijah und die **NEUN**
MONDE

Begegnung mit Weißer Feder



VIVITA®
V

Gabriela Goldhammer

Elijah
und die **NEUN**
MONDE
Begegnung mit Weißer Feder
(Erste Reise)

VIVITA®

Gabriela Goldmammer

Originalausgabe Titel:
Eliah und die Neun Monde

© 2022 VIVITA® Verlag
96110 Scheßlitz, Deutschland
www.vivitaverlag.de
Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage Originalausgabe
Erscheinungstermin: 08.2022
ISBN 978-3-945181-22-5

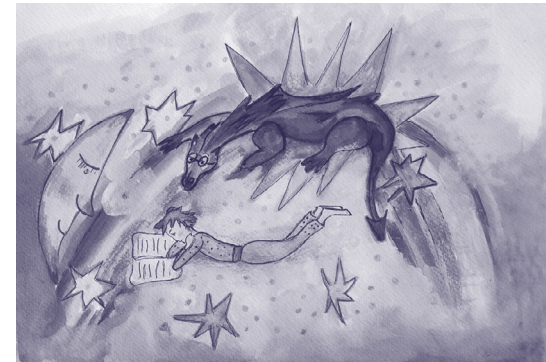
HAMMON

Satz/Cover: André Hammon
Satzprogramm: QuarkXPress
Illustrationen: Gabriele Goldhammer
Lektorat: Peter-Alexander Ostrowsky



Papier: Werkdruck FSC Mix Credit
Herstellung/Druck: Klappenbroschur
Druckerei Westermann, Zwickau, Deutschland

Das Werk einschließlich seiner Teile ist gesetzlich urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung ohne Zustimmung des Verlages ist unzulässig und strafbar.

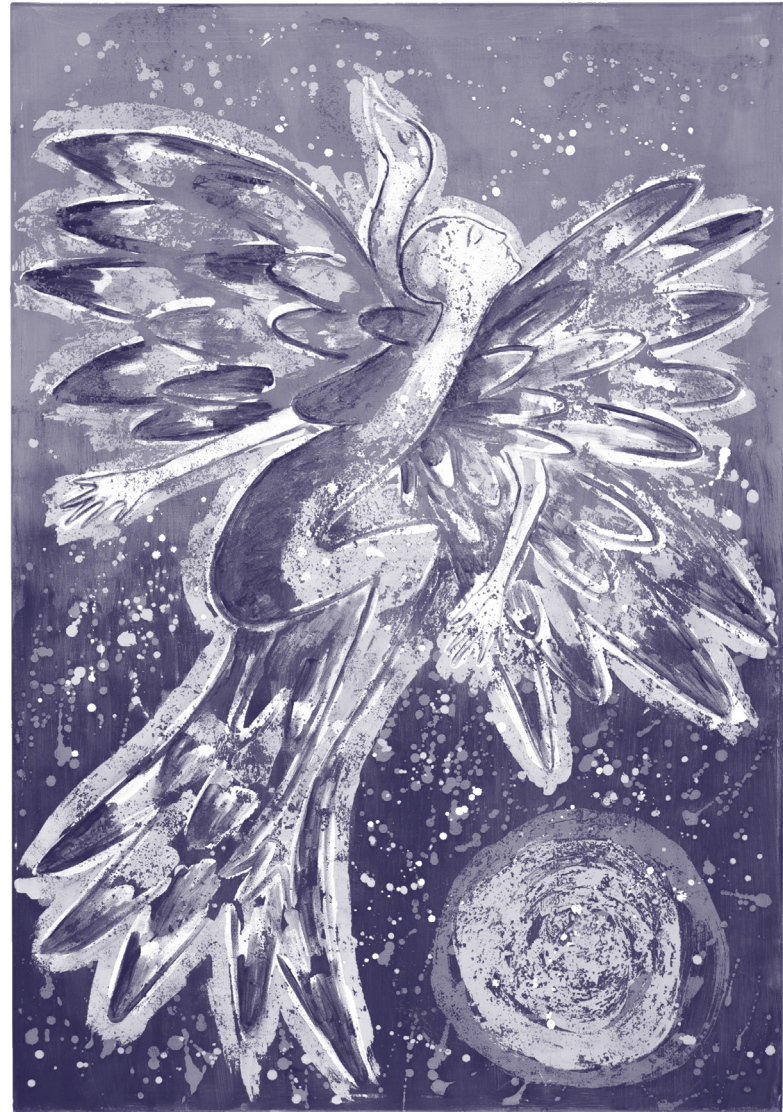


WILLKOMMEN IM TRAUMLAND. Der Eintritt ist frei. Im Traumland ist das Unmögliche möglich. Es existiert weder Zeit noch ein begrenzter Raum. Hier können alle Träume erlebt und gelebt werden.

Kinder haben einen besonderen Zugang in dieses Land. Durch ihre Unvoreingenommenheit tragen sie den Schlüssel in ihren Herzen. Ihre Fantasie und Kreativität sind grenzenlos. Sie besitzen die Gabe ihrer Seele Flügel zu verleihen.

»Lass das Kind in dir lebendig werden!«

Für meinen Bruder Ricki
»Flieg Vogel, flieg ...
Du bist frei!«



EINLEITUNG

BEREITS ALS KIND träumte ich mich in eine fantastische Welt hinein, wo ich Zeit und Raum durchdrang und wo das Unmögliche möglich wurde. Anders hätte ich den tristen Alltag mit all den komischen Erwachsenen darin, die ihre Kindheit irgendwann vergraben hatten, nicht heil überlebt.

Heute arbeite ich für einen kleinen Kinderbuchverlag. Ich liebe es, fantasievolle Geschichten für große und kleine Kinder zu erfinden.

Mein Verleger hatte mich gebeten, ein Buch über ein »besonderes« Kind zu schreiben. Tagelang habe ich an meinem Schreibtisch gesessen und darüber nachgedacht. Ich fragte mich: »Ist nicht jedes Kind etwas Besonderes?«

Auf der Suche nach einer Antwort bin ich nach Berlin gereist. In dieser Stadt wurde ich vor dreiundvierzig Jahren geboren. Hier habe ich meine Kindheit verbracht.

Jetzt sitze ich wie früher auf einer Parkbank im alten Friedhof und beobachte die Vögel, eine meiner Lieblingsbeschäftigungen. Als Kind war ich häufig hier, meistens, wenn ich die Schule schwänzte.

Mein Blick wandert zum Himmel und folgt dem Flug eines Vogels. In diesem Augenblick weiß ich, dass ich über mich selbst schreiben muss, über das Kind, das ich einst war und auch heute noch bin. Ein Kind, das seine Seele neu entdeckte ...

Hier meine erste Geschichte:

FREI WIE EIN VOGEL

... ALS ICH NEUN Jahre alt war, träumte ich von einem Vogel, der in einem Käfig saß. Er hatte ein buntes Gefieder und einen wunderschönen Kopf mit zwei klugen Augen. Leider hatte man ihm Federn aus seinen Flügeln herausgerissen, so dass er nicht mehr fliegen konnte. Er sah traurig aus.

Ich blickte tief in seine dunklen Augen und verspürte eine große Ähnlichkeit mit mir selbst. Auch mir versuchte man damals, Federn aus meinen kindlichen Flügeln zu reißen.

»Ich werde dich befreien!«, flüsterte ich dem Vogel in sein Ohr. Mit diesem Gedanken wachte ich auf.

In einem Tierfilm über einen gestrandeten Adler, der auch einen verletzten Flügel hatte, wurden neue Federn an seine Wurzeln geklebt, so dass er frei und unbeschwert fliegen konnte.

Auch ich wollte frei sein! Darum beschloss ich, meiner kindlichen Seele die herausgerissenen Federn wieder anzukleben. Also holte ich mir ein Blatt Papier und malte einen wunderschönen Vogel mit weißen, großen Flügeln und legte ihn an mein Bett.

Ich war noch nicht fertig, als meine Mutter ohne anzuklopfen hereinschneite, die Augen verdrehte und in strengem Ton fragte: »Was machst du da, Eliah Noel?« So heiße ich, vor allem, wenn meine Mutter aufgebracht ist.

Meistens nennt sie mich Eliah. Wenn sie gut gelaunt ist, was nicht so häufig vorkommt, werde ich einfach nur Eli genannt. Und übrigens, ich bin an einem Freitag, den Dreizehnten geboren, ein Unglückskind also.

»Mach gefälligst deine Hausaufgaben, und male keinen Unsinn! Wenn du weiterhin so rumträumst, dann kannst du heute Abend in deinem Zimmer essen!«, befahl sie.

In meinem Zimmer zu essen war für mich nichts Ungewöhnliches, war ich doch oft ihren Anforderungen nicht gerecht geworden. Aber das war mir heute egal.

»Wenn du so trödelst, sitzen wir heute Abend noch da!«, und, »pass auf, dass du dich nicht wieder von oben bis unten vollkleckerst!«, waren die Lieblingsätze meiner Mutter während unserer Mahlzeiten.

Meistens ging mir so viel in meinem Kopf herum, dass ich das Essen vollkommen vergaß. Außerdem häufte sie mir jedes Mal meinen Teller randvoll. Sie wollte mich mästen, da sie glaubte, dass ich für mein Alter zu dünn sei. Nicht selten wurde mir nach dem Essen übel.

In meinem Zimmer hatte ich den Vorteil, dass ich all das, was mir zuwider war, in eine Tüte packen und in meiner Schultasche verschwinden lassen konnte, was ich am nächsten Tag in der Schule entsorgte. Manchmal vergaß ich es aber auch, dann gammelte es in meinem Ranzen und verschmierte meine Hefte, worauf es richtigen Ärger gab.

MEINE KLASSENLEHRERIN mochte mich nicht. Sie trug eine runde Brille mit dicken Gläsern, durch die ihre Augen sehr klein und komisch aussahen, so, als würden sie einen durchstechen.

Ständig hatte sie mich im Blick und teilte meiner Mutter mit: »Ihr Sohn, Frau Killer, träumt den ganzen Tag vor sich hin und ist nie mit seiner Aufmerksamkeit beim Unterricht. Außerdem kruscht er ständig unter seiner Schulbank herum.«

Das, was sie »Herumkruschen« nannte, war für mich Kritzeln. Da mich der Unterricht langweilte, malte ich alles voll, was dazu geeignet war. Unter anderem auch meine Schulhefte und -bücher, die dann zur Strafe von meinem Taschengeld ersetzt werden mussten.

Jahrelang hatte ich mein ganzes Geld für neue Bücher und Hefte ausgegeben.

Bestraft wurde ich oft, da ich fast alles falsch machte: In der Schule nicht aufpasste, die Hausaufgaben verträumte, zu schlechte Noten schrieb, keine Tischmanieren besaß, meine Kleider schmutzig machte, der Lieblingskatze meiner Mutter aus Versehen auf den Schwanz trat, kein Gefühl für Zeit hatte, wie meine Mutter mein Trödeln nannte, und vor allem unhöflich unseren Gästen gegenüber war, wenn ich ihre doofen Fragen nicht beantwortete.

Dazu kam noch der andere Unfug, den ich tagtäglich anstellte, da mich die Anforderungen der Erwachsenen maßlos überforderten. Außerdem war ich dünn, hatte krumme Beine, trug eine Brille - und ich verhielt mich etwas seltsam. Deshalb hatte ich auch keine Freunde. Das redeten mir zumindest die Erwachsenen ein.

All das machte mich traurig. Darum flüchtete ich mich meistens in die Natur. Käfer, Bäume, Vögel und Blumen waren meine Freunde. Stundenlang konnte ich beobachten, wie sich die Äste und Blätter der Bäume im Wind bewegten. Es wurde mir nicht eine Sekunde langweilig.

Manchmal setzte ich mich früh morgens mitten in unserer Stadt auf eine Bank, stellte meine Schultasche neben mich und sah mir die vielen Menschen an, die an mir vorbeieilten. Sie liefen kreuz und quer, zur Arbeit vielleicht oder zur Schule, sie waren immer in Eile.

»Na, Kleiner, musst du nicht zur Schule?«, fragten mich manche im Vorübergehen.

Da war es jedoch schon zu spät, ich hatte den Anfang der ersten Stunde verpasst, und wollte durch mein Reinplatzen nicht die anderen Kinder stören.

Also spazierte ich über den alten Friedhof. Dort waren die Männer begraben, die im Krieg gefallen waren. Um die verwitterten Grabsteine herum wuchs wilder Efeu. Ich war gerne hier und mochte die Ruhe. Es fühlte sich so an, als wäre die Zeit stehengeblieben. Nie-

mand drängte. Hier gab es keine Uhr, die einen zur Eile mahnte. Ich hatte das beglückende Gefühl, einfach nur da zu sein.

MEIN ONKEL JAKOB war mir, neben meiner Mutter, obwohl sie so viel meckerte, der liebste Mensch auf dieser Erde. Er war sehr offenherzig und weise, und der Einzige in meinem Leben, der wirklich Zeit für mich hatte. Er sagte mir immer: »Du musst das in deinem Leben tun, was dein Herz bewegt und dir Freude bereitet. Nimm dir Zeit für die schönen und angenehmen Dinge des Lebens. Die unangenehmen Dinge kommen von selbst, die muss man nicht suchen.«

Und da ich die Schule als äußerst unangenehm empfand, folgte ich dem Rat meines Onkels und blieb den Rest des Tages auf dem Friedhof. Als ich zum Abendessen nach Hause ging, bekam ich richtigen Ärger.

»Du hast doch nicht schon wieder die Schule geschwänzt?!« Meine Mutter war außer sich vor Wut. »Ab in dein Zimmer!«, schrie sie.

Ich stand auf, ließ die Flügel hängen und schlich mich in mein Zimmer. Dort legte ich mich in mein Bett und starrte gefrustet zur Zimmerdecke. Irgendetwas in mir spürte, dass es noch etwas in diesem großen Universum geben musste, etwas, das größer war als dieser blöde Alltag mit all den komischen Menschen darin, die mir ständig das Gefühl gaben, dass ich nicht in Ordnung war.

»Er ist ein kleines Träumerle«, flötete meine dicke Tante Erna und tätschelte meinen Kopf. »Er wird eines Tages aufwachen müssen, das Leben wird ihm zeigen, wo es langgeht!«

Ich wollte nichts müssen. Stattdessen wollte ich frei sein! Frei wie ein Vogel, der unbeschwert durch die Lüfte fliegt.

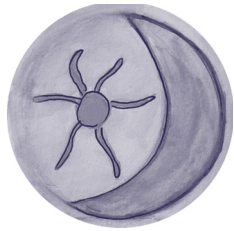
Wenn ich an meine Tante Erna dachte, verging mir die Freude. Bei Umarmungen erdrückte sie mich mit ihrem großen Busen. Ich rannte dann schleunigst in mein Zimmer und kramte mein gemaltes Stoppschild hervor und hängte es an die Tür. Als meine Mutter später in mein Zimmer kam, tadelte sie mich dafür. Sie sagte, dass ich äußerst unhöflich sei und sie sich für mich schämen müsse. Damit sich

meine Mutter für mich das nächste Mal nicht schämen musste, setzte ich mich an den Kaffeetisch, zwang brav Sahnetorte von Tante Erna in mich hinein, wovon mir furchtbar übel wurde und ich dringend frische Luft brauchte. Wenigstens durfte ich den Tisch verlassen und nach draußen gehen.

Dann fiel mir meine schreckliche Lehrerin ein, die mit erhobenem Zeigefinger tadelnd auf mich zukam. Und zuletzt mein Klassenfeind, der dicke Peter, der mich immerzu drangsalierte. All dies ging mir durch den Kopf, und verursachte in mir äußerst unangenehme Gefühle.

Bevor ich einschlief, holte ich meinen gemalten Vogel und bat ihn dringend, mich von alledem zu befreien. Ich war mir sicher, dass er irgendwo da draußen existieren würde. Plötzlich hatte ich ein starkes, fremdartiges Gefühl in meiner Brust. ∞

SONNEN



MOND

VERWANDLUNG UND ANKOMMEN

IN DIESER NACHT geschah etwas Sonderbares. Ich träumte so intensiv, dass es sich wie echt anfühlte. Mein Körper war nicht mehr so, wie ich ihn kannte. Meine Beine fühlten sich dünn an, und meine Füße und Zehen waren zu spitzen Krallen geworden. Ich konnte nirgendwo den Boden spüren, sondern schwebte in der Luft. Meine Arme waren stark und kräftig und zugleich unendlich leicht. Mein Hals, der mir viel länger als sonst vorkam, ragte in die Luft hinein. Als ich fragen wollte, was los sei, konnte ich meinen Mund nur noch auf- und zumachen. Erst als ich mich weiter umsah, begriff ich, dass ich flog.

Es war ein ungewohntes und sonderbares Gefühl, als würde ich durch einen zeitlosen Raum schweben. Tag und Nacht, Regen, Sturm und Sonnenschein wechselten sich ab und verschwammen ineinander. Doch von all dem blieb ich unberührt.

Nicht nur mein physischer Körper hatte sich verändert, sondern ich spürte, nicht mehr der Eliah zu sein, der kleine Junge da unten, der so furchtbar litt. Stattdessen fühlte ich mich frei, losgelöst von allem - und doch, als wäre ich mit der Luft und dem Fliegen zutiefst

verbunden. Eine unglaubliche, unbekannte Freiheit überfiel mich. In diesem Moment hätte ich Alles dafür gegeben, für immer in diesem wunderbaren Zustand zu bleiben.

Plötzlich und unbegreiflich verschwand dieses Gefühl der Freiheit. Mein Körper veränderte sich wieder, wurde schwerer und bewegte sich in Richtung Erde. Ich wusste nicht genau, wo ich landete, meine zarten Vogelfüße berührten den Boden und ich stieß mit meinem gefiederten Hintern auf.

Es war eine kleine Lichtung, umgeben von dunklem Wald, in dessen Öffnung sich der volle Mond widerspiegelte. Er warf sein helles Licht auf meinen Körper, und als ich an mir herabsah, stellte ich mit Entsetzen fest, dass ich mich zurückverwandelt hatte. Davonfliegen war also unmöglich.

Das wäre auch gar nicht so schlimm gewesen, wäre ich zu Hause in meinem Bett von einem wunderschönen Traum aufgewacht. Aber dies war kein Traum, dies war greifbare Realität! Ein ungutes Gefühl überfiel mich, da ich nicht die leiseste Ahnung hatte, wo ich überhaupt gelandet war.

Zu meinem ganzen Entsetzen fühlte ich mich plötzlich beobachtet. Zwei Augen leuchteten aus dem Wald heraus. Mein erster Gedanke war, dass ein Wolf mich in den nächsten paar Minuten auffressen würde. Noch nie hatte ich so sehnlichst meine Mutter herbeigewünscht, und meine kindliche Seele fing an zu beten. Ich hatte schreckliche Angst.

Ein Rascheln aus dem Gebüsch ließ mich zusammenzucken. Als ich mich vorsichtig umdrehte, stand hinter mir ein Junge, der mir zielgerichtet Pfeil und Bogen vor die Nase hielt. Im Mondlicht konnte ich erkennen, dass er seine Augen zusammenkniff. Sein Gesichtsausdruck ließ keinen Zweifel daran, dass er mich jeden Moment erschießen würde.

Ich hob die Hand und rief: »Halt, bitte, tu mir nichts!«

Immer noch den Pfeil auf mich gerichtet, lief er langsam um mich herum, bis er wieder vor mir stand und mir fest in die Augen blickte.

Obwohl ich vor Angst sagte mir eine innere wirkliche Gefahr drohte.



beinahe gestorben wäre, Stimme, dass hier keine

Außerdem hatte ich das Gefühl, diesen Jungen, er war ungefähr in meinem Alter, schon einmal gesehen zu haben. Onkel Jakob hatte mir ein altes indianisches Buch vom Flohmarkt mitgebracht. Darin waren verschiedene Indianerstämme aus Nordamerika abgebildet, unter anderem ein kleiner Junge, der mir auf Anhieb sympathisch war und unglaublich viel Ähnlichkeit mit dem Jungen in diesem unbekanntem Wald hatte.

Er war braun gebrannt und hatte hohe Wangenknochen. Seine langen schwarzen Haare waren zu zwei Zöpfen zusammengebunden und auf seinem Kopf trug er ein Stirnband, das eine weiße Feder schmückte. Sein freier Oberkörper war muskulös und kräftig. Er trug eine Hose aus Leder, an deren Seiten Fransen angenäht waren, und in sein Gesicht waren bunte Streifen gemalt.

Obwohl ich wusste, dass er mir nichts tun würde, zitterte ich, und Tränen der Verzweiflung schossen in meine Augen. Doch hielt ich seinem Blick eisern stand.

Es dauerte eine Ewigkeit. Ich weiß nicht, wie lange wir uns in die Augen blickten, als ich ihm plötzlich mutig entgegentrat, ihm meine Hand reichte und sagte: »Ich heiße Eliah Killer und komme aus Berlin.« Ich wusste nicht einmal, ob er mich überhaupt verstehen würde; womöglich sprach er eine ganz andere Sprache.

Auf jeden Fall hatte ich ihn mit meiner mutigen Geste so erschreckt, dass er zurücksprang und, immer noch seinen Pfeil auf mich gerichtet, schrie: »Halt! Nicht bewegen!« Also verstand er meine Sprache doch und ich fühlte, dass er ebenso wie ich Angst hatte. Ich blieb wie angewurzelt stehen.

Wieder blickten wir uns lange schweigend in die Augen. Um die unerträgliche Spannung zu beenden, setzte ich mich auf den Boden und erzählte von mir. Ich sagte ihm, dass ich mit meiner Mutter al-

leine in einer Dreizimmerwohnung in einem großen Haus mitten in der Stadt wohne.

»In demselben Haus wohnt auch mein lieber Onkel Jakob. Außerdem leben da noch die Frau Hartlieb und der Herr Schmidt, die ich beide nicht besonders leiden kann.«

Ich erzählte ihm weiter, dass Frau Hartlieb immer die Treppe putzt und jedes Mal, wenn ich vom Spielplatz aus dem Park heimkomme, mit mir schimpft, weil ich Dreck mit ins Haus hineinbringe.

»Außerdem beschwert sich der Herr Schmidt fast täglich darüber, dass ich zu viel Krach mache und wie ein Elefant die Treppe hochstapfe. Es sind fünfundsiebzig Stufen, und meine Füße werden jedes Mal schwer, wenn ich in den vierten Stock hinaufsteige. Nur noch mein Onkel Jakob wohnt über uns unterm Dach.«

Ich berichtete weiter, dass ich gerne Spaghetti mit Tomatensauce esse und mein Lieblingsgetränk Brauselimonade ist, aber nur wenig trinke, da der Zucker darin Karies verursache und meine Zähne eh schon schlecht sind. Dann erzählte ich ihm, dass ich am liebsten malte und meine mickrigen Ersparnisse für antiquarische Karl-May-Sticker von Winnetou und Old Shatterhand ausgab, die ich in einem Heft sammelte.

Und dann fragte ich ihn: »Kannst du nicht bitteschön deinen Pfeil und Bogen von mir nehmen? Ich bin hier in friedlicher Absicht und weiß gar nicht, wo ich hier gelandet bin. Gestern bin ich in meinem Bett eingeschlafen, um im Traum ins unbekannte Nirgendwo zu fliegen und ich wünsche mir, ich würde endlich aufwachen, weil ich so nicht sterben will!«

Ich zwickte mich ganz fest ins Bein, um festzustellen, ob das alles real war. Es tat weh, also war es kein Traum. Ich atmete tief durch, ließ meinen Kopf hängen und schwieg.

»Und wo ist dein Vater?«, fragte der Junge mit strenger Stimme.

Ich blickte zu ihm auf und sagte: »Der ist gestorben, als ich zwei Jahre alt war, bei einem Autounfall. Er war Handelsvertreter und sehr viel unterwegs. Mein Onkel Jakob sagt immer, dass meine Mut-

ter wohl so streng zu mir
nes Vaters noch nicht ver-



ist, weil sie den Tod mei-
kraftet hat.«

Ich hatte kaum zu En-de
gesprochen, als er seinen
Pfeil und Bogen runternahm. Er runzelte die Stirn, kniff die Augen
zusammen und fragte: »Was ist ein Autounfall?«

»Ein Autounfall ist, wenn zwei Autos zusammenkrachen und dabei
kaputtgehen.« Ich schlug meine Fäuste zusammen und sagte laut:
»Peng!« Traurig fügte ich hinzu: »Aber ich glaube, mein Vater ist
gegen einen Baum gefahren.«

An seinem Gesichtsausdruck konnte ich feststellen, dass er mich
nicht verstand. Vielleicht wusste er nicht, was ein Auto war, zumin-
dest hatte ich keines in meinem Indianerbuch gesehen. Also erklärte
ich es ihm. Aber auch das verstand er nicht. Ich malte mit meinem
Finger ein Auto in die Erde. Und als er immer noch nicht verstand,
fiel mir das Pferd ein. Ich zeichnete ein Pferd und erklärte ihm, dass
ein Auto wie ein Pferd sei, nur dass man nicht darauf, sondern darin
sitzt, und es außerdem viel Lärm mache und furchtbar stinke.

»Mein Pferd heißt Maripi. Und wie heißt dein Auto?«, fragte er.

»Kinder dürfen keine Autos fahren, sie haben keinen Führerschein«,
erwiderte ich.

Er schüttelte den Kopf und sagte: »Das ist sehr schade.«

Seine rehbraunen Augen blickten mich mitleidsvoll an. Dann
fragte er mich, ob es bei mir auch Pferde gebe, und ich versuchte ihm
zu erklären, dass für Pferde auf den Straßen kein Platz war. Der
Junge fragte, was eine Straße ist, aber mein Versuch, ihm eine Straße
zu erklären, scheiterte. Also malte ich Straßen und Häuser auf die
Erde und natürlich genau das, in dem ich wohnte, mit allen Stock-
werken und Menschen darin.

Er fing an zu verstehen, kam näher und malte ein Zelt auf den
Boden und dann noch eins drüber und eins drauf. Als ich nickte und
sagte, ja so ungefähr, lachte er. Die Vorstellung, Zelte übereinander
zu bauen und darin zu wohnen, fand er ziemlich komisch, und so gab

ich auf und änderte meine Strategie und fragte: »Wie heißt du eigent-
lich – und hast du auch so schreckliche Verwandte?«

Er sah mich durchdringend an und erwiderte: »Einem Fremden
darf ich meinen Namen nicht verraten. Vielleicht bist du ja ein Feind
und gefährdest mein Volk!«

»Ich bin überhaupt nicht gefährlich!«, schoss es aus mir heraus.

»Wenn mein Vater dich sieht, sperrt er dich ein!«, sagte er, hob sei-
nen Kopf, und fügte stolz hinzu: »Mein Vater ist der Häuptling.«

Das machte einen riesigen Eindruck auf mich und, ehrlich gesagt,
auch Angst. »Bitte, verrate mich nicht!«, flehte ich.

»Ich muss zurück und werde dich zu meiner Sicherheit hier festbin-
den!«, sagte der Indianerjunge.

Der Gedanke, allein im Wald festgebunden zu sein, ließ mir die
Tränen in die Augen schießen. »Tu das, bitte, nicht!«, flehte ich.
»Meine Mutter bekommt einen riesigen Schreck, wenn mein Bett
morgen früh leer ist, und macht sich Sorgen.«

Er hielt inne, und dann geschah etwas Sonderbares, das ich mir
nicht erklären konnte. Die Morgendämmerung brach herein und
umhüllte uns mit einem feinen Nebel, der langsam immer dichter
wurde. Von weit her hörte ich den Ruf eines Vogels. Ich sah, wie der
kleine Indianer seine Hand nach mir ausstreckte und in diesem Mo-
ment war ich mir sicher, dass er mir niemals etwas antun würde.
Bevor er mich jedoch erreichen konnte, löste sich dieser Augenblick
in ein Nichts auf und der Junge rief mir zu: »Komm, bitte, wieder!«

Der Nebel verwandelte sich in Dunkelheit und um mich herum
wurde alles schwarz.

ALS ICH AUFWACHTE, lag ich in meinem Bett mit einer wunderschönen
Feder in meiner Hand. Lange dachte ich an diesen merkwürdigen
Traum. Er fühlte sich so echt an, dass es kein Traum gewesen sein
konnte. Die Feder war ein Zeichen, dass ich nicht geträumt hatte.

Wie so oft, kam meine Mutter hereingeschneit. Sie sah ärgerlich
aus, da ich meinen Wecker überhört hatte und zu spät zur Schule

kommen würde. Das war egal. Nach meinen nächtlichen Erlebnissen war Schule für mich unvorstell-



bar. mir, ehrlich gesagt, heutigen Erlebnissen war.

WER HAT BLOSS DIE SCHULE ERFUNDEN?

Schnell versuchte ich, die Feder unter meiner Bettdecke zu verstecken. Meine Mutter hatte sie bereits entdeckt. Vor ihr konnte man aber auch gar nichts verheimlichen.

»Wo hast du diese Feder her?«, fragte sie mich verärgert. Sie hatte Angst, dass ich sitzenbleiben würde, wenn ich wieder zu spät zur Schule kommen oder noch einen weiteren Tag fehlen würde.

»Steh sofort auf! Du wirst wohl heute ohne Frühstück in die Schule gehen müssen!«, kommandierte sie.

Da ich keinen Hunger hatte, war mir das egal. Ich verzog mein Gesicht zu der jämmerlichsten Miene, die ich mir in den ganzen neun Jahren meines Lebens beigebracht hatte und sagte ihr, dass mir fürchterlich schlecht sei. Aber all das half nichts. Sie riss mir die Decke weg und zog mich aus dem Bett. Wie ein Rettungsanker hielt ich meine Feder fest in meiner Hand.

»Gib mir das Ding!«, befahl sie wütend. »Damit wirst du nicht zur Schule gehen!«

Als sie versuchte, mir die Feder aus der Hand zu reißen, fing ich an, fürchterlich zu schreien.

»Sie will nur dein Bestes«, erwiderte mein Onkel Jakob, wenn ich ihn fragte, ob sie schon vor Papas Tod so streng gewesen sei, »und sie möchte dich nicht auch noch verlieren«.

Das habe ich als Kind nie ganz verstanden, denn wenn jemand mein Bestes will, dann tut er doch nicht genau das Gegenteil. So würde sie mich bestimmt irgendwann verlieren. Auf jeden Fall ließ sie meine Hand los, weil ich so lange geschrien hatte, bis mir die Luft

wegblieb und ich beinahe umgekippt wäre. Das hatte ich mir antrainiert.

»Wenn du nicht sofort mit diesem Theater aufhörst, streiche ich dir dein komplettes Taschengeld!«, schrie meine Mutter.

»Bitte, nicht!«, flehte ich und schlüpfte eilig in meine Kleider und rannte zur Tür hinaus in Richtung Schule.

Natürlich hatte der Unterricht bereits begonnen und Frau Fallhuber, unsere Klassenlehrerin, blickte mich durch ihre dicke Hornbrille vernichtend an. Dreiundzwanzig weitere Köpfe drehten sich in meine Richtung, musterten mich von oben bis unten und kicherten.

Ich sah komisch aus. Meine Haare waren zerzaust, mein Hemd war falsch zugeknöpft, und ein Zipfel davon lugte aus meinem Hosenschlitz. Anna hatte es mir später erzählt.

Schnell setzte ich mich auf meinen Platz und legte die Schultasche auf meinen Schoß, darin hatte ich nämlich die Feder versteckt. Die würde ich mit Gewissheit niemandem zeigen, außer Anna vielleicht.

Anna war die Einzige, die ich wirklich mochte. Sie war ebenso schüchtern wie ich und in manchen Fächern etwas langsam, auch so wie ich. Also passten wir gut zusammen. Ich nahm mir vor, an diesem Morgen besonders gut aufzupassen, was mir aber misslang, weil ich ständig nach meiner Feder sehen musste.

In der Pause nahm ich meine Schultasche mit, um auf die Feder aufzupassen. Der dicke Peter kam auf mich zu und ärgerte mich wie üblich. Sein Vater war Metzgermeister im Schlachthof, und in seiner Familie wurde viel Fleisch gegessen. Ich vermute, dass er deshalb so stark war, mit dem Mundwerk zumindest.

»Na, du Knirps!« Er tippte mich mit seiner Wursthand an, so dass ich beinahe umgeflogen wäre.

»Hat Mama den Kleinen heute früh nicht aufgeweckt und richtig angezogen?«

Ich sah ihn an und stellte mir eine Sau im Schlachthof vor, die am Haken hing. Mein Onkel Jakob kaufte dort öfters ein, da es angeblich billiger war und wir seit Papas Tod nicht mehr so viel Geld hatten.

Elijah
und die **NEUN**
MONDE

Begegnung mit Weißer Feder
(Erste Reise)

PROLOG	5
EINLEITUNG	8
FREI WIE EIN VOGEL	9
SONNENMOND	14
VERWANDLUNG UND ANKOMMEN	14
Wer hat bloß die Schule erfunden?	20
Der Panther	25
Der Panther in Aktion	32
Tante Erna	38
DONNERMOND	42
DER WIND	42
Ein ungezähmter Wind	49
Herr Dumrauf und ein Regenbogenkind	57

JAGDMOND **62**

ZWISCHEN ZEIT UND RAUM	62
Unsichtbar – und eine Zeit, die es nicht gibt	69
Frau Hartlieb –	
Novemberblues und ein unglücklicher Geist	79

BIBERMOND **85**

FEUERGEISTER	85
Qualmende Rauchgeister	103
Weihnachten und ein wildes Paket voller Kracher	117

SCHNEEMOND **143**

WINTERLICHE BEGEGNUNG	143
Die weiße Büffelkalbfrau	147
Böhmische Mahlzeit mit den Ahnen	153
Einen Tod, den es nicht gibt	162
Niels der Große und ein wütender Fasching	164

HUNGERMOND **172**

DER DONNERVOGEL	172
Heyoko – ein (ver)rückter Indianer	178
Ein Gespenst, eine Vampirprinzessin und ein schleimiger Frosch	182
Auf dem alten Friedhof – Geisterbeschwörung	186
Am nächsten Morgen	193
Ein Höhlen-Traum	195

KRÄHENMOND 198

GEISTWESEN IN DER HÖHLE	198
Spuk in der Küche	208

GRASMOND 218

ALLUMFASSENDE VERSÖHNUNG	218
Dachbodengepolter	224
Ostern und eine Fahrt in den Himmel	229
Eine österliche Versöhnung	237
Anna und eine künstlerische Versöhnung	242
Der Fluss fließt weiter	251
Ein Burgstein	254

PFLANZMOND 269

ABSCHIED UND EINHEIT ALLER DINGE	269
Luftgeist	272
Feuergeist	276
Wassergeist	279
Erdegeist	285
Zurück in der realen Welt	289
Der Geist des Roten Menschen	291
Der große Geist auf dem Marktplatz	292
Sommerfest	296
Ende gut, Alles gut	301

EPILOG	303
---------------	------------

DIE AUTORIN

Gabriela Goldhammer wurde 1954 in einem Flüchtlingslager in Ulm geboren und lebt heute in Bamberg.

Der Sinn zur Gestaltung und der Drang sich künstlerisch auszudrücken wurden ihr bereits durch ihre Vorfahren mit in die Wiege gelegt. Ihr Vater war der deutsche Schauspieler und Drehbuchautor *Peter Carsten*.

Ihr Weg führte sie über die Eurosprachenschule und einer darauffolgenden kaufmännischen Tätigkeit zurück zu ihren kreativen Wurzeln. Sie nahm Unterricht bei namhaften Künstlern, dem Maler und Grafiker *Michael Knobel* und *Winfried Zauritz*, sowie dem italienischen Bildhauer *Caesare Marcotto*. Zudem absolvierte sie eine Ausbildung zur Yogalehrerin und Ergotherapeutin.

Seit fünfzehn Jahren schreibt sie teils tiefgründige, humorvolle und spannende Geschichten für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Eine lebendige Sprache ist wichtiger Bestandteil ihrer Bücher, die von ihr selbst illustriert werden.

Bisherige Veröffentlichungen

»Planetenzauber«, ein modernes Märchen für Kinder, Tredition 2020
YouTube-Kanal: »Lesestube im Atelier Goldhammer

Geschrieben, jedoch noch nicht veröffentlicht:

»Im Zauberwald«, »Weltenherz«, »Krücke«, »Karl Schatten«, »Trude«, »Fangschrecken«, »Den Weg verstehen, lieben und gehen«
»Elijah und die Schattenschlange« (Fortsetzung von Neun Monde – Lancierung im VIVITA® Verlag voraussichtlich Winter 2022/23)



Auszug aus dem Folgeroman

ELIAH UND DIE SCHATTENSCHLANGE

Eine andere Welt, eine andere Zeit

PLÖTZLICH UND UNERWARTET ertönte ein schallendes Gelächter, das durch den gesamten Wald dröhnte und die Erde mitsamt ihren Bewohnern mit in das Lachen einbezog. Von allen Seiten kam den Kindern ein schallendes Lachen entgegen. Abraxas erzitterte und suchte das Weite.

Und dann plötzlich wieder Ruhe, absolute Stille.

Nach geraumer Zeit des Wartens und Aushaltens einer beinahe bedrohlichen Stille, die eigentlich keine wirkliche Stille war, sondern schon das Beben in sich trug, öffnete sich der Baum in der Mitte seines Stammes und gab eine Höhle frei, aus der jetzt bläuliche Rauchschwaden traten.

Die Kinder saßen still, warteten gespannt und sog den süßlichen Duft ein, der aus dem inneren des Baumes strömte. Sie wurden schläfrig.

„Nicht einschlafen! Wir dürfen jetzt nicht einschlafen!“ Das Mädchen kniff den Jungen fest in die Wange.

„Aua!“

Sie zog ihn in Richtung Baumhöhle und hielt ihm wieder ein Tuch vors Gesicht, um den Rauch abzuhalten.

„Kommt nur herein“, forderte sie eine liebevolle Stimme auf.

„Warte!“ Das Mädchen blieb stehen. „Wir müssen warten, bis SIE uns auffordert. Das war nicht ihre Stimme!“

„Wessen Stimme war es dann?“, fragte der Junge verwundert.

„Es gibt hier viele verwunschene Stimmen, denen man nicht folgen darf, da sie einen ins Verderben schicken. Sie entspringen den unerlösten Geistern aus dem schwarzen Moor und sie verfolgen nur ein Ziel: Sie möchten dich verführen!“

„Verführen? Wohin wollen sie uns verführen, und was für ein Moor?“ Der Junge erschauerte.

„Das erkläre ich dir später!“

„Du musst mir aber noch viel erklären!“, bemerkte der Junge flehend.

Und dann erklang die richtige Stimme und forderte sie auf, in den Baum einzutreten. Dieser Ton war rein und klar wie ein Kristall, ohne Täuschung.

„Komm, wir gehen!“ Das Mädchen nahm den Jungen an der Hand und beide betraten die Baumhöhle, die eine Treppe bis in das Tiefste der Erde offenbarte.

Stufe für Stufe stiegen sie hinab, wobei das Mädchen jeden einzelnen Absatz zählte.

Unten angekommen, tat sich ein Raum auf, der einem gemütlichen Wohnzimmer glich. Darin befanden sich eine alttümliche Couch, umrandet von Teppichen, eine offene Feuerstelle, worin kleine Flammen spielerisch tanzten und mindestens Einhundert verschiedene Lampen, die in Wandnischen des Raumes platziert waren. Diese eigenartigen und kunstvollen Leuchten besaßen Ständer, die in ihren Formen menschlichen Posen nachahmten und deren Schirme schriller, farbiger Hüte glichen. Eine nach der anderen knipste sich wie von Geisterhand an und leuchtete in den schillerndsten Farben ...

ELIAH, NEUN JAHRE ALT, ist es leid, sich als Versager zu fühlen! Er ahnt, dass er verborgene Kräfte besitzt, die über das Alltagsbewusstsein hinausgehen.

Um seinen schrecklichen Verwandten, seiner unbeliebten Lehrerin und seinen überheblichen Mitschülern den Garaus zu machen, verbündet er sich mit Weißer Feder, einem gleichaltrigen Indianerjungen aus dem »Niemandland«. Gemeinsam durchwandern sie Raum und Zeit - und stürzen von einem Abenteuer ins nächste. Dabei sorgen sie mit ungeübter Zauberei für heftige Turbulenzen. Vorerst gerät Alles durcheinander ...

Witzig, weise und wunderbar! Ein Buch für das All Age-Leseublikum.



»Neun Monde« schenkt den heranwachsenden Kindern die seelische Orientierung, die in unserer Gesellschaft verloren gegangen ist. Gabriela Goldhammer zelebriert mit ihrem Roman ein Heilritual für die junge Seele.

Großartig!« ANDRÉ MICHAEL HAMMON, DIPLOM-SOZIALPÄDAGOG, ASTROLOGE UND BUCHAUTOR

Den naturalistischen Märchenroman »Neun Monde« empfinde ich als eine wunderbare Geschichte, die von einem sensiblen Jungen erzählt, dessen Selbstwertgefühl und innere Stärke durch jede Begegnung mit einem

gleichaltrigen Indianerjungen – in seinen nächtlichen Träumen – spürbar wächst und reift. BRIGITTE SCHWARZ, DIPLOM-GERMANISTIN UNIV.

Eine einfühlsame, abenteuerliche wie herzliche Traumreise ins Land einer jungen Rothaut und dem Respekt wie Staunen über scheinbar naturhaftes Vergangenes« PETER-ALEXANDER OSTROWSKY,

GERMANIST UND MUSIKER

978-3-945181-22-5



VIVITA® Verlag ScheBlitz
1. Auflage 2022
Klappenbroschur, 320 Seiten
45 Illustrationen

